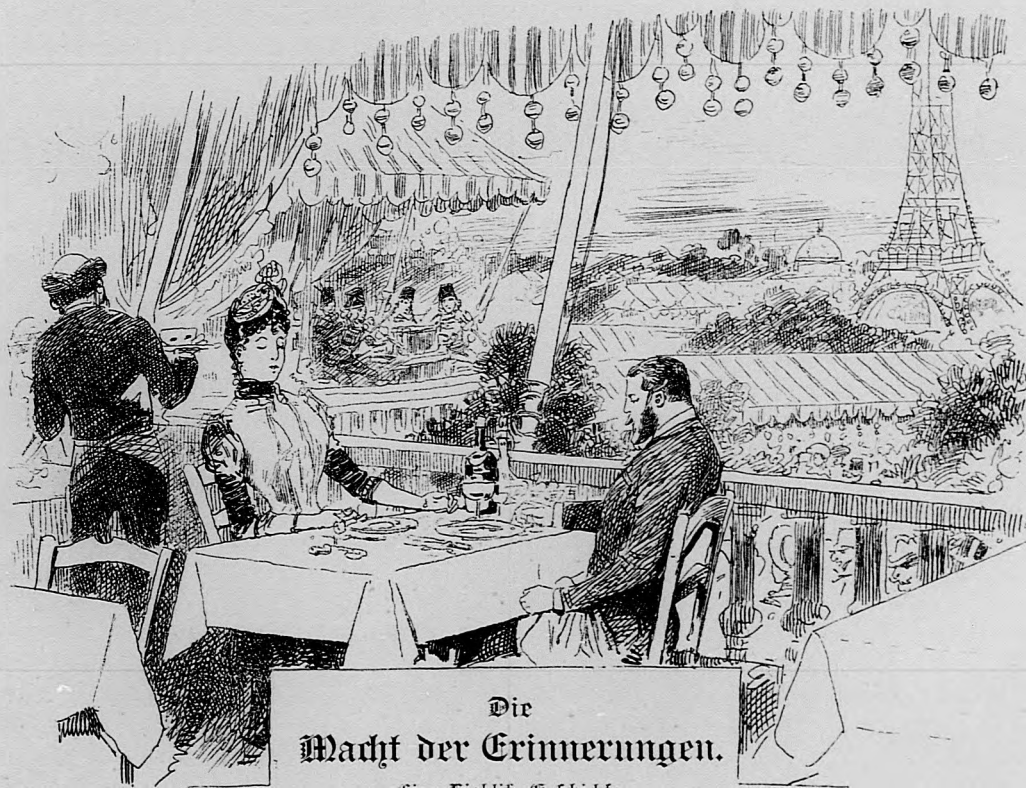




Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



Die Macht der Erinnerungen.

Eine Highlife-Geschichte.

„Darf ich um den Namen bitten?“ fragte der Maitre d'hôtel, der bei den vorbehaltenen Tischen des „Restaurant de France“ in der Ausstellung strenge Wache hielt.

— Baron Juillan, erwiderte der Herr. Er winkte der Dame, die in seiner Gesellschaft war, ihm gegenüber Platz zu nehmen, und nachdem er dem Kellner Stock und Hut übergeben hatte, ließ auch er sich nieder, wobei sein Gesicht jene

illusorische Befriedigung zeigte, die Jedem eigen ist, der sich einbildet, daß er gut zu Mittag essen werde. Die Frau zog mit selbstgefälliger Langsamkeit ihre schwedischen Handschuhe ab und förderte so zwei vornehm-schöne, ehrliche Hände zu Tage, welche Jedermann sogleich erzählten, daß sie die Baronin Juillan sei, eine Frau von tadellosem Wandel. Denn die Hände sprechen immer die Wahrheit und an der melancholischen Träg-

heit dieser Hände hätte ein feiner Beobachter sogleich merken können, daß sie niemals Kinder hatten. In der That gibt es nichts, was die Finger der Mütter beweglicher machen würde, als wenn sie lockige, kleine Häupter zu waschen und zu kämmen haben. Und doch war die Baronin Juillan nicht unglücklich und hätte man sie hierüber befragt, sie wäre nicht so ungerrecht gewesen, sich zu beklagen, wenngleich sie Grund hatte, sich gegen das Leben zu beklagen. Aber sie war eben eine diskrete und zurückhaltende Natur. Das Leben hatte ihr nicht genug geboten. Wohl hatte sie die Freude genossen, vielleicht sogar ein wenig Glück; aber nicht genug, um sich zu Danke verpflichtet zu fühlen. Sie hatte zweimal geheirathet, war beide Male nicht schlecht angekommen, hatte aber Dasjenige nicht gefunden, was man in der Männefalle Ehe, ach, so selten findet. Ihr erster Mann, Herr von Argay, hatte sie neun Jahre lang geliebt und betrogen und sie war dessen nicht ganz sicher, ob er sie in jenen stüchtigen Augenblicken ehrlich geliebt hatte, in welchen er es ihr beweisen zu wollen schien. Er war erkrankt in einem Alter, in welchem er sich ernstlich rangiren zu wollen schien und der Tod enthub ihn dieser Mühe. Ihr zweiter Mann, der Baron Juillan — den sie aus puer Herzensgüte geheirathet, weil er sie darum gebeten hatte, und auch ein wenig aus Achtung, weil er bei Lebzeiten ihres ersten Mannes, der sein vertrauter Freund gewesen, ihr nicht den Hof gemacht hatte — ihr zweiter Mann also hatte ihr ebenfalls nicht jenes Glück gebracht, von dem so viel gesprochen wird. Wohl konnte sie sich erinnern, auch mit diesem Zweiten, wie mit dem Ersten, so manches angenehme Viertelstündchen verlebt zu haben; aber Alles in Allem war's in dem einen wie in dem andern Falle eine auf Heller und Pfennig abgemessene Härlichkeit. Und daher kam dieser träumerische Ernst, mit welchem die 35-jährige schöne Frau umherblickte, während ihr Gatte die Speisefarte studirte.

Es konnte nichts Unähnlicheres geben, als der Baron und seine Gemahlin. Nach einer stark bewegten Jugend beschloß er in seinem zweiundvierzigsten Lebensjahre „sich zu setzen“ und bot der verwitweten Frau von Argay die immerhin noch präsentablen Reste seiner Persönlichkeit an, die — wie wir gesehen haben — auch angenommen wurden. Der Baron besaß die liebenswürdige Philosophie eines Mannes, der von Allem gekostet hat, die Genügsamkeit eines Offiziers, der schon alle Verdauungsbeschwerden durchgemacht hat. Er fand das Leben gut, nicht so wie es ist, sondern so wie man es sich zu gestalten versteht und es dünkte ihm sehr praktisch und sehr würdig, in den schönen Armen einer Pariser Minerva eine egoistische Ruhe zu genießen. Weit entfernt, sich über die Spärlichkeit, mit welcher die irdischen Freuden uns zugewiesen sind, im Stillen zu beklagen, wie die Baronin, lebte er in einem gefunden und stärkenden Müßiggang dahin und verbrachte sechs Monate in Paris, sechs Monate auf seinem Landgute. Er war im Ganzen ein vortrefflicher Ehemann, der seiner Frau nur dann einiges Mißbehagen bereitete, wenn er selbst einige Freude zu genießen schien. Die Beiden führten denn ein ganz zufriedenes Eheleben trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihrer Geschmacksrichtungen; sie waren eben bei jener zweiten Periode angekommen, die man die Periode der Entsagung nennen könnte und in der keiner von

Beiden darnach strebt, den Andern zu beherrschen. Es tritt ein Waffenstillstand ein, der sich allmählig in einen dauernden Frieden umwandelt. Dies war seit anderthalb Jahren die moralische Situation des Herrn Barons und der Frau Baronin Juillan: sie nahmen sich wechselseitig wie sie waren.

*

Nachdem sie fünf Stunden auf dem Marsfelde zugebracht, ihre Neugierde und ihre Müdigkeit von der englischen Abtheilung in die Maschinenhalle geschleppt hatten und durch die maleische, aber unvermeidliche Straße von Kairo zurückgekehrt waren, beschloßen sie, in der Ausstellung zu diniren und dann den Abend zuzubringen. Der Ort, den sie gewählt hatten und den sie übrigens schon kannten, weil sie wiederholt da gespeist hatten, gefiel ihnen wegen der Ordnung und Reinlichkeit, die daselbst herrschten, vornehmlich aber wegen der prächtigen Aussicht, die man von dieser Terrasse genoß. In Wahrheit aß man weniger das Menu, als die Aussicht auf den herrlichen Zentralthron, auf die Kuppeln, Pavillons, Springbrunnen und den Ciffel-Thurm.

Die Nacht brach herein und der Thurm hob sich mit seinen tausend Lichtpunkten vom dunklen Nachthimmel ab. Von allen Seiten drangen durch das Laub lange Garben elektrischen Lichtes hervor, um diese riesige Feenstadt zu beleuchten. In der Betrachtung dieses unvergleichlichen Schaupiels versunken saßen der Baron und die Baronin seit dem Beginn des Mahles stillschweigend da; sie aßen und tranken und schauten. Nur dann und wann lächelten sie einander zu und schänkte der Mann der Frau zu trinken ein. Das war Alles. Wie viele Ehen gibt es, wo das Zusammenleben in nichts Anderem besteht!

Auf der Terrasse, wo Baron Juillan und seine Gemahlin speisten, standen etwa fünfzig Tische, die von 6 Uhr ab für bestimmte Gäste vorbehalten waren. Im Hintergrunde erhob sich eine Estrade, auf welcher eine sogenannte ungarische Damentafel Platz genommen hatte, welche verschiedene Walzer und Polkas mit einem solchen Ungestüm spielte, daß sie die Gäste fast zwangen, im Takte zu essen. Diese Wienerinnen mit dem flachsblonden Haar trugen die konventionelle ungarische Tracht — blaue, verschürzte Dolmans und runde Hüthen mit Büschen von weißem Reihergas — und spielten Stücke von einer einschläfernden, wässerigen Sentimentalität: Taubengirren — Waldgesang — Künstlerleben u. s. w. Sie hatten ungefähr die Hälfte ihres Repertoires erschöpft, als sie mit einem Male — wohl um einige Abwechslung in ihr Programm zu bringen — mit einschmeichelnder Langsamkeit „Fortunio's Liebeslied“ zu spielen begannen.

Gleich bei den ersten Noten dieser Weise nickten der Baron und seine Gemahlin, indem sie murmelten: „Ach ja, das ist ein Lied!“ Der Baron, der speien mit seinen Erdbeeren fertig geworden, schob seinen Teller weg, lehnte sich in seinen Sessel zurück und lauschte und betrachtete dabei mit starren Blicken die zweite Plattform des Ciffel-Thurmes.

Und er sah Folgendes:

„Wenn Du glaubst, mein Süßer . . .“ Es war vor fünfzehn Jahren, an einem schönen Sommerabend, in einem großen, eleganten Gemach, wo es viele Sessel in

allen Formen gab, sehr bequem um zu sprechen, zu schweigen, zu singen, zu lachen oder zu weinen . . . denn man weinte zuweilen in diesem schönen, großen Gemach . . . und auch er selbst, der Schwachkopf, weinte manchmal, indem er darüber nachsann . . . was werde ich wohl sagen . . . Vor ihm saß seine Geliebte, die kleine Lucette Fris vom Theater „Zyresses-Parisiennes“, in ein langes, weites Hauskleid von rosa Crêpe de Chine gehüllt, und sang halblaut, kaum die Lippen öffnend, die schwärmerischen Augen auf ihn geheftet . . . den ich zu Lieben wage . . . Sie hatte sich à la girafe gekämmt, weil sie wußte, wie sehr diese Coiffure ihm gefiel und trug an den schönen Armen schwarze, durchbrochene Spitzenärmel, welche gleichsam einluden, diese Arme durch die großen Maschen hindurch zu küssen und immer von neuem zu küssen . . . Nicht konnte ich . . . Während sie mit ihrer schwachen, zarten Stimme leise und einschmeichelnd sang, hatte er sie plötzlich mit den Armen umfangen und sie so fest gedrückt, daß sie kaum Athem genug fand, um zu singen . . . für ein Königreich . . . Er fühlte, daß sie sich ihm hingab, und ach, der süße Gesang währte volle sechs Monate . . . sie nennen Euch . . . Sechs Monate in einem wonnigen Hansche verlebt . . . Ach, ihm war, als wäre es gestern gewesen . . . Er war damals noch nicht verheirathet und zählte dreißig Jahre . . . Ach, aus und vorüber war's für immer! . . . Und Lucette? wo mag sie jetzt sein? Wer weiß es zu sagen? . . . Wie vergänglich ist doch der Mensch! . . . Aber die Erinnerungen bleiben doch eine schöne Sache . . . Ach ja, an jenem Abende, da sie mir dies Lied sang, habe ich vielleicht das einzige Mal in meinem Leben wirklich geliebt . . . Arme Lucette! ich muß zuhause irgendwo ihre Photographie haben und will sie heraussuchen, sobald ich heimgekehrt bin . . .“

Und der Baron fuhr fort zu träumen, während die ungarrische Damenkapelle die zweite Strophe anstimmte. „Blond ist sie gleich den Aehren . . .“

Auch die Baronin war gleich bei Beginn des Liedes nachdenklich geworden. Sie hatte das Glas niedergestellt, aus dem sie ohne Durst getrunken hatte und ihre Augen hafteten auf dem hellshimmernden Knäuf des Zentraldoms. Und dort sah sie Folgendes:

„ . . . Oh weh! die heimliche Liebe . . . Es war vor fünfzehn Jahren, an einem Winterabend . . . im Theater der „Zyresses-Parisiennes“ . . . sie und Herr von Argay, ihr erster Mann saßen in einer Loge . . . sie waren seit sechs Monaten verheirathet . . . wie schmerzlich ist sie doch . . . Lucette Fris, die berühmte kleine Diva, stand auf der Scene, reizend, rosig von Kopf bis Fuß . . . Und plötzlich hub sie an das „Liebeslied des Fortunio“, das sie in ihre Rolle einschob, weil sie wußte, daß sie es gut sang . . . Das Herz ist mir davon so schwer . . . Sie erinnerte sich ihrer Rührung, da sie, neben Jacques sitzend, die süße Romanze hörte; und sie erinnerte sich auch, welch' ein nie gekannter Taumel sich bei jener Weise ihres Herzens und ihrer Sinne bemächtigte . . . ich möchte sterben d'r an . . . Sie hatten das Ende des Stückes nicht abgewartet und in dem Wagen, der sie im langsamen Trab heimgeführt, hatten sie stumm und ernst geseffen, die Hände, die

sich begriffen, in einander verschlungen. Ach, wie fern sind diese Erinnerungen! . . . es war der einzige Abend ihres Lebens . . . Wenn sie es wohl bedachte, so war dies das einzige Mal, daß sie das süße Geheimniß wirklich kennen lernte. Armer Jacques! mein armer Erster! Er war keine schlechte Natur . . . Ich muß noch eine Photographie von ihm zuhause haben . . . nächstens will ich sie hervorsuchen . . .“

Jetzt verstummten die Geigen und der Baron und seine Gemahlin erwachten fast gleichzeitig aus ihrem Traume; sie fanden sich selbst wieder und erkannten einander wieder. Einige Minuten betrachteten sie einander stillschweigend; er warf sich im Stillen diese unnütze Erinnerung an alte Liebschaften vor; sie empfand die zärtliche Erinnerung an den ersten Gatten jetzt wie einen, dem zweiten Gatten angethanen Schimpf.

Sie saßen noch fünf Minuten bei Tische und plauderten jetzt mit einer ganz ungewohnten Wärme und Zärtlichkeit, als ob die süßen Erinnerungen, die sie soeben durchträumt hatten, ein kleinwenig Liebe in ihrem Auge, in ihrer Stimme, in ihrem Herzen zurückgelassen hätten. Ihre Augen funkelten und sie ertappten sich plötzlich dabei, daß sie einander duzten. Endlich verlangte der Baron die Rechnung, zahlte und verließ mit seiner Frau schleunig den Ort.

Ob sie an jenem Abend einander liebten, weiß ich nicht . . . Aber in jedem Falle liebten sie, und liebten viel . . . Und Alldas hatte ein Lied zustande gebracht! Dies beweist, daß wenn hüben und drüben sich Bedauern und Selbstvorwürfe einstellen, dies gelegentlich ein kleinwenig Liebe, ein Bißchen Glück erzeugen kann.

Es hält freilich nicht lange an . . . M-t.

Kleine Bosheiten.

Hast Du einem Weibe alle Begierden erfüllt, dann wird es nach einer unerfüllten suchen.

*

Von zwei Frauen ziehen wir Männer gewöhnlich diejenige vor, die uns kühler behandelt.

*

Die Gunstbezeugungen der Frauen gleichen wucherischen Anlehen.

*

Das erste graue Haar macht den Mann nachdenklich, die Frau verzweifelt.

*

Die Frauentugend wird in Sammt und Seide begraben.

*

Man kann ein guter Ehemann werden; zu einer guten Ehefrau muß man geboren sein.

*

Bis zu 30 Jahren ist die Wonne der Frau: die Liebe; nach dieser Zeit ist ihr die Liebe nur Wonne.

*

Die wahre Züchtigkeit hat an einem Feigenblatt genug, die Koketterie bedarf einer reichen Garderobe.

*

Der natürlichste Gürtel für den Leib der Frau ist der Arm des Mannes.

Aber...

Humoreske nach Th. de Banville.

I.

Nun, Liebste, sind Sie wirklich entschlossen, ein zweites Mal zu heirathen? fragte die Gräfin Clémence ihre Freundin, die verwittwete Frau Eveline von Weiffenegg.

— Gewiß, ich will wieder heirathen, erwiderte die reizende junge Frau mit dem seidenweichen, kastanienbraunen, reichen Haar und dem wunderbar frischen Teint. Ohne Zweifel will ich; es scheint, daß es sein muß; alle Welt drängt mich dazu, als wäre ich eine Königin von Thaka, die ihre Leibwäsche näht. Meine Tante, die Baronin Fürnitz, die meinem Herzen nicht recht traut und irgend einen dummen Streich zu fürchten scheint, möchte mir ihre Hinterlassenschaft sichern, aber nur unter der Bedingung, daß ich wieder heirathe. Es handelt sich dabei nur um eine kleine Million . . .

— Ei, Saperlot! rief Gräfin Clémence. Mein Mann ist Gottlob gesund und wohltauf; aber wenn ich das Unglück hätte Wittwe zu sein, ich würde um diesen Preis den falschen Mahdi oder den König Kalakana oder auch Beide heirathen. Eine Million! . . .

— Eine Million ist nicht Alles, fiel ihr Eveline ins Wort. Der große Heinrich Heine hat eine gleiche Summe zurückgewiesen, als sein Oheim sie ihm unter der Bedingung anbot, daß er auf die Dichterei verzichte.

— Ach ja: aber Das war wenigstens der Mühe werth, denn der unsterbliche Heine hat das unvergleichliche, bewunderungswürdige Romanzero gedichtet. Er hatte Recht. Aber was kann Sie abhalten? . . . Haben Sie schon gewählt? Haben Sie Jemanden ausgezeichnet?

— Meine Wahl ist getroffen, erwiderte Eveline. Herr v. Fabiani ist ein tapferer Uhlanen-Offizier, sehr wohl erzogen und zum Sterben verliebt in mich. Uebrigens liebt er die Musik, wie alle schönen Seelen. Jetzt gilt es nur noch zu wissen, wie er die Prüfung bestehen wird.

— Welche Prüfung? fragte Clémence lachend.

— Liebste Freundin, erwiderte Eveline, — als ich meinen ersten Mann heirathete, dem ich übrigens nichts vorzuwerfen habe, sagte alle Welt: Das ist einmal ein Paar, das zusammenpaßt! Ich glaubte es, denn ich war naiv, wie nur ein sechszehnjähriges Gänschen es sein kann. Heute, da ich bald 23 Jahre zähle, habe ich über viele Dinge nachgedacht und habe meine bestimmten Ansichten über die Eigenschaften, die Derjenige besitzen muß, der sich um meine Hand bewirbt.

— Lassen Sie das Programm hören, sprach Comtesse Clémence.

II.

— Vor Allem muß er Diejenige wahnsinnig lieben, die er zu seiner Frau machen will, im gegebenen Falle also mich. Aber lieben ist noch nicht Alles; denn wenn nicht wilde, zügellose Begierden nach dem Leibe der Geliebten ihn verzehren, wird er eine andere ebenso gut nehmen wie sie. Er muß Verlangen nach ihr tragen bis zum Haß, bis zum Verbrechen, wie ein Verhungerner nach einem Stück Brod, ein Eingekerkelter nach dem Sonnenlichte lechzt. Die Spanier sind ver-

wundert, wenn sie in anderen Ländern sehen, wie die Frauen defolletirt, mit entblößten Schultern und Armen auf den Bällen erscheinen. „Bei uns in Spanien — sagen sie — würde der Erste Beste sich auf eine solche Frau werfen, sie mit vollen Händen ergreifen und sie beißen, mit seinen Küssen verzehren.“ Meine Liebste! mein Zukünftiger muß sich mir gegenüber wie dieser „erstbeste“ Spanier betragen, selbst wenn ich nicht defolletirt bin. Er muß alle Vernunft verlieren und wild werden, wie der Stier vor dem rothen Lappen. Denn wenn er nicht sogleich trunken wird, dann wird er es nie; die Liebe kommt nicht allmählig wie die grauen Haare.

— Das läßt sich hören, sprach Gräfin Clémence. Sie sind schön und begehrenswerth genug, um nicht bloß Ihren Anbeter, sondern jeden Mann in einen solchen Zustand zu versetzen. Doch welche andere Bedingung hat der Bewerber noch zu erfüllen?

— Die andere Bedingung ist der Respekt, sprach Eveline, ein schein, demüthiger, fast heiliger Respekt. Kraft meines bloßen Willens muß er von dem einen Zustand zu dem andern übergehen ohne Besinnen, ohne Zögern, ohne Anstrengung, bloß weil es mir so beliebt. Wenn er von wüthender Sinnelust verzehrt auf mich eindringt, bereit wie ein Vandal zu handeln, soll er durch eine leise Handbewegung, durch ein Augenzwinkern besänftigt und bezwungen werden, gleich einem Lämmchen, das sich uns zu Füßen legt, um sich ein rosa Bändchen um den Hals legen zu lassen.

— Was Sie da sagen, ist nicht ganz klar, warf die Gräfin ein. Denn dem Niagara-fall, der mit Donnergetöse in die Tiefe stürzt, zu gebieten: „Halt ein und komm her, um mir die Hand zu lecken“ — das ist von den empörten Elementen zu viel verlangt. Sind Sie auch sicher, daß Herr Oberleutenant Fabiani jene Gelehrigkeit und Fügsamkeit beweisen wird, die Sie von ihm erwarten?

— Wenn ich dessen sicher wäre, erwiderte Eveline, hätte ich schon das Aufgebot verkünden lassen und mein Hochzeitskleid bestellt. Aber ich hoffe wenigstens Eines zu erreichen: den Respekt. Denn ich habe diese Probe schon wiederholt mit vollständigem Erfolge gemacht. Wenn Fabiani trunken ist von meinem Parfüm, von meinem Blicke, von meinem Lächeln und kein Hinderniß mehr kennt, dann genügt ein strenger Blick von mir, damit er wieder unterwürfig und ruhig werde und gleich einem geprügelten Hunde eine stille Thräne vergieße. Ja, in diesem Punkte bin ich ruhig.

— Nun, dann heirathen Sie, meinte die Gräfin Clémence.

III.

— Ach, nicht so rasch, meine Theuerste! Wird Fabiani auch in dem Maße erregt sein, wie ich es haben will? Das ist die Frage. Denn ich will, daß er nach mir Begierde trage, wie die Soldaten des Sforza oder des Cäsar Borgia nach den Frauen einer eroberten Stadt Begierde trugen; daß er sei wie ein Räuber in den Wäldern oder wie ein wildes Raubthier, das nach dem Weibchen brüllt. Wenn Fabiani mich nicht so liebt, dann liebt er mich überhaupt nicht und dann fahrewohl Million! Uebrigens wird die Sache bald geklärt sein. Heute ist Montag und die Uhr zeigt die vierte Nachmittagsstunde. Besuchen Sie mich heute nach acht Tagen um dieselbe Stunde und Sie sollen Neues hören.

Au dem bestimmten Tage fand die Gräfin Clémence zur festgesetzten Stunde bei ihrer Freundin Eveline sich ein.

— Nun, meine Liebste? fragte sie.

— Nun, erwiderte Eveline in melancholischem Tone, meine Tante mag ihre Million den Krankenhäusern hinterlassen, denn Herr v. Fabiani wird nicht mein Mann werden . . .

— Was? rief Clémence überrascht. Sollte die so scharfsinnig erdachte Probe nicht gelungen sein?

— Doch, doch; die Probe ist gelungen, oder wenigstens nahezu gelungen. Doch lassen Sie sich die Sache ausführlich erzählen. Gestern hatte ich Fabiani eingeladen, er möge mich abholen und ins Residenz-Theater begleiten. Er kam „in voller Wuth“, sah aber sogleich, daß ich meine Absicht geändert hatte, da ich ein Kleid trug, das man nur im Boudoir tragen kann, ein rosa Kleidchen, mit dem ich Engel in Versuchung führen will; ein Kleid voll Schliche und Hinterhalte; ein Kleid, das hält und wieder nicht hält, ein Kleid, das den Körper verhüllt und enthüllt. Ich setzte mich ans Piano und spielte und sang jene Scene aus „Tristan und Isolde“, welcher Fabiani nicht widerstehen konnte und welche seine Seele nach dem Himmel entführte. Er stand dicht neben mir, Wange an Wange, und wandte die Blätter um; und ich fühlte, wie die Töne meiner Stimme ihn durchdrangen, sein Herz erzittern machten wie die Saiten einer Leier. In Folge einer „unvorsichtigen“ Bewegung, die ich zuweilen machte, streiften ihn meine Haare und berührten die krausen Locken meines Nackens fast seinen Mund. Es war, als würde etwas Unsichtbares zwischen uns umherfliegen, das nach dem Werden rang.

— Ein Kuß? sagte Clémence. Und hat Herr von Fabiani den Muth gehabt, sich diesen Kuß zu nehmen?

— Nein; denn ich habe ihn in einer gewissen Weise angeschaut, die ihn die Sache überlegen ließ.

IV.

— Ich setzte mich dann auf dieses kleine Sopha und befahl Fabiani, mir Verse von Alfred de Musset vorzulesen, vornehmlich solche, die aus Liebe geformt sind. Er las sie sehr gut, aber meine Haltung, mein Gesichtsausdruck begleitete sie noch besser und in dem Maße, als in diesem stillen Boudoir die glühenden, leidenschaftlichen Reime zusammenklangen, entzündete ihre Harmonie Funken und Blitze in meinen Augen. Mein Wille rief den Vorleser und er kam und sank mir zu Füßen. Schon näherte sein Haupt sich dem meinen, als ich kühl und hart ihm einen Sessel anwies und er sich so ruhig hinsetzte, als würde es sich darum handeln, den militärwissenschaftlichen Vortrag eines Erzherzogs im Offiziers-Casino anzuhören.

Und wir sprachen von der Liebe; ich selbst hatte das Gespräch auf diesen Gegenstand gelenkt, den einzigen, der vernünftiger Weise uns in jenem Augenblicke beschäftigen konnte. Fabiani war beredt, begeistert, feierte den Kultus des Weibes und machte aus mir eine Göttin, die auf Wolken einhersehwebt und Licht ausstrahlt.

— Dabei saß er immer auf seinem Lehnstuhle? fragte Clémence.

— Ja; und ich antwortete ihm in einer Weise, die geeignet war, seine Begeisterung bis zur Raserei zu steigern.

Möglich — ich weiß nicht wie es geschah, öffnete sich mein Kleid und ließ ein wenig von meinem Busen sehen. Zu gleicher Zeit verschob sich auch mein Rock, so daß die Knöchel meines linken Fußes, der mit einem blaßrosa Seidenstrumpf bekleidet war, sichtbar wurden. Und nun schlenderte Fabiani die idealische Liebe, wie einen alten Lappen von sich. Er stürzte sich auf mich, legte seine kräftigen Hände auf meine Schultern und pflanzte einen tüchtigen, laut schallenden, vollen Kuß auf meine Lippen. Entrüstet hatte ich mich erhoben und stoch jetzt durch das Zimmer; doch er verfolgte mich, indem er Alles wegstieß, was ihm im Wege stand und faßte mich voll um den Leib. Ich beschimpfte ihn wie einen Räuber, aber er kümmerte sich nicht darum; er faßte mich bei den Handknöcheln und drückte sie zum Zerbrechen. Er sah und hörte nichts, er war zum wilden Thiere geworden. Endlich sank ich erschöpft, gebrochen auf dieses Sopha. Diesen Augenblick hatte ich vorbereitet und gewollt. Es war der richtige Moment, um Fabiani ein- für allemal zu bändigen, mit meinem gebieterischen Blicke zu Boden zu schmettern. Ich hatte mir den Gatten erobert und geformt, so wie ich ihn wollte. Denn ich war für immer seiner sicher, wenn er in dem Zustande des Deliriums, in welchem ich ihn versetzt hatte, sich auf einen Wink von mir wieder beruhigen und mich respektiren würde. Aber . . .

— Aber?

— Aber, er hat mich nicht respektirt . . .

Ohne.

Ohne Sorgen Becherklang,
Ohne Skrupel Liebesdrang,
Ohne Mißton süße Lieder,
Ohne Falschheit wahr und bieder,
Ohne Furcht und ohne Tadel,
Ohne Edelsinn kein Adel,
Ohne Mieder gute Formen,
Ohne Schwanken feste Normen,
Ohne Mittel festen Schlaf,
Ohne Strafen gut und brav,
Ohne Furcht bei kaltem Blut,
Ohne Krenpe nie ein Hut,
Ohne Ehe nur kein Hind,
Was das für liebe „Ohne“ sind!

Ohne Lust und Leidenschaft,
Ohne Blut und ohne Kraft,
Ohne Wärme, kalt und grau,
Ohne Kinder, ohne Frau,
Ohne Hoffnung, ohne Liebe,
Ohne süße Herzenstrieb,
Ohne Frühling, ohne Luft,
Ohne Freundschaft, ohne Duft,
Ohne Blüthen, ohne Jugend,
Ohne Wahrheit, ohne Tugend,
Ohne Küsse kuß're Nächte,
Ohne Besserung das Schledhte,
„Ohne“ sind es ohne Zweifel,
O Pfui Teufel!

M. Kolloden.

Aber . . .

Humoreske nach Th. de Banville.

I.

Nun, Liebste, sind Sie wirklich entschlossen, ein zweites Mal zu heirathen? fragte die Gräfin Clémence ihre Freundin, die verwitwete Frau Evelyne von Weisenegg.

— Gewiß, ich will wieder heirathen, erwiderte die reizende junge Frau mit dem seideweichen, kastanienbraunen, reichen Haar und dem wunderbar frischen Teint. Ohne Zweifel will ich; es scheint, daß es sein muß; alle Welt drängt mich dazu, als wäre ich eine Königin von Sthaka, die ihre Leibwäsche näht. Meine Tante, die Baronin Fürnitz, die meinem Herzen nicht recht traut und irgend einen dummen Streich zu fürchten scheint, möchte mir ihre Hinterlassenschaft sichern, aber nur unter der Bedingung, daß ich wieder heirathe. Es handelt sich dabei nur um eine kleine Million . . .

— Ei, Saperlot! rief Gräfin Clémence. Mein Mann ist Gottlob gesund und wohltaun; aber wenn ich das Unglück hätte Wittve zu sein, ich würde um diesen Preis den falschen Mahdi oder den König Kalatana oder auch Beide heirathen. Eine Million! . . .

— Eine Million ist nicht Alles, fiel ihr Evelyne ins Wort. Der große Heinrich Heine hat eine gleiche Summe zurückgewiesen, als sein Oheim sie ihm unter der Bedingung anbot, daß er auf die Dichterei verzichte.

— Ach ja: aber Das war wenigstens der Mühe werth, denn der unsterbliche Heine hat das unvergleichliche, bewunderungswürdige Romanzen gedichtet. Er hatte Recht. Aber was kann Sie abhalten? . . . Haben Sie schon gewählt? Haben Sie Jemanden ausgezeichnet?

— Meine Wahl ist getroffen, erwiderte Evelyne. Herr v. Fabiani ist ein tapferer Uhlanen-Offizier, sehr wohl erzogen und zum Sterben verliebt in mich. Uebrigens liebt er die Musik, wie alle schönen Seelen. Jetzt gilt es nur noch zu wissen, wie er die Prüfung bestehen wird.

— Welche Prüfung? fragte Clémence lachend.

— Liebste Freundin, erwiderte Evelyne, — als ich meinen ersten Mann heirathete, dem ich übrigens nichts vorzuwerfen habe, sagte alle Welt: Das ist einmal ein Paar, das zusammenpaßt! Ich glaubte es, denn ich war naiv, wie nur ein sechszehnjähriges Gänschen es sein kann. Heute, da ich bald 23 Jahre zähle, habe ich über viele Dinge nachgedacht und habe meine bestimmten Ansichten über die Eigenschaften, die Derjenige besitzen muß, der sich um meine Hand bewirbt.

— Lassen Sie das Programm hören, sprach Comtesse Clémence.

II.

— Vor Allem muß er Diejenige wahnfinnig lieben, die er zu seiner Frau machen will, im gegebenen Falle also mich. Aber lieben ist noch nicht Alles; denn wenn nicht wilde, zügellose Begierden nach dem Leibe der Geliebten ihn verzehren, wird er eine andere ebenso gut nehmen wie sie. Er muß Verlangen nach ihr tragen bis zum Haß, bis zum Verbrechen, wie ein Verhungerrnder nach einem Stück Brod, ein Gingeferkter nach dem Sonnenlichte lechzt. Die Spanier sind ver-

wundert, wenn sie in anderen Ländern sehen, wie die Frauen defolletirt, mit entblößten Schultern und Armen auf den Böllen erscheinen. „Bei uns in Spanien — sagen sie — würde der Erste Beste sich auf eine solche Frau werfen, sie mit vollen Händen ergreifen und sie beißen, mit seinen Küssen verzehren.“ Meine Liebste! mein Zukünftiger muß sich mir gegenüber wie dieser „erstbeste“ Spanier betragen, selbst wenn ich nicht defolletirt bin. Er muß alle Vernunft verlieren und wild werden, wie der Stier vor dem rothen Lappen. Denn wenn er nicht sogleich trunken wird, dann wird er es nie; die Liebe kommt nicht allmählig wie die grauen Haare.

— Das läßt sich hören, sprach Gräfin Clémence. Sie sind schön und begehrenswerth genug, um nicht bloß Ihren Anbeter, sondern jeden Mann in einen solchen Zustand zu versetzen. Doch welche andere Bedingung hat der Bewerber noch zu erfüllen?

— Die andere Bedingung ist der Respekt, sprach Evelyne, ein scharfer, demüthiger, fast heiliger Respekt. Kraft meines bloßen Willens muß er von dem einen Zustand zu dem andern übergehen ohne Besinnen, ohne Zögern, ohne Anstrengung, bloß weil es mir so beliebt. Wenn er von wüthender Sinnenslust verzehrt auf mich eindringt, bereit wie ein Vandalen zu handeln, soll er durch eine leise Handbewegung, durch ein Augenzwinkern besänftigt und bezwungen werden, gleich einem Lämmchen, das sich uns zu Füßen legt, um sich ein rosa Bändchen um den Hals legen zu lassen.

— Was Sie da sagen, ist nicht ganz klar, warf die Gräfin ein. Denn dem Niagarafall, der mit Donnergetöse in die Tiefe stürzt, zu gebieten: „Halt ein und komm her, um mir die Hand zu lecken“ — das ist von den empörten Elementen zu viel verlangt. Sind Sie auch sicher, daß Herr Oberlieutenant Fabiani jene Gelehrigkeit und Zügelbarkeit beweisen wird, die Sie von ihm erwarten?

— Wenn ich dessen sicher wäre, erwiderte Evelyne, hätte ich schon das Aufgebot verkünden lassen und mein Hochzeitskleid bestellt. Aber ich hoffe wenigstens Eines zu erreichen: den Respekt. Denn ich habe diese Probe schon wiederholt mit vollständigem Erfolge gemacht. Wenn Fabiani trunken ist von meinem Parfüm, von meinem Blicke, von meinem Lächeln und kein Hinderniß mehr kennt, dann genügt ein strenger Blick von mir, damit er wieder unterwürfig und ruhig werde und gleich einem geprügelten Hunde eine stille Thräne vergieße. Ja, in diesem Punkte bin ich ruhig.

— Nun, dann heirathen Sie, meinte die Gräfin Clémence.

III.

— Ach, nicht so rasch, meine Theuerste! Wird Fabiani auch in dem Maße erregt sein, wie ich es haben will? Das ist die Frage. Denn ich will, daß er nach mir Begierde trage, wie die Soldaten des Sforza oder des Cäsar Borgia nach den Frauen einer eroberten Stadt Begierde trugen; daß er sei wie ein Räuber in den Wäldern oder wie ein wildes Raubthier, das nach dem Weibchen brüllt. Wenn Fabiani mich nicht so liebt, dann liebt er mich überhaupt nicht und dann fahrewohl Million! Uebrigens wird die Sache bald geklärt sein. Heute ist Montag und die Uhr zeigt die vierte Nachmittagsstunde. Besuchen Sie mich heute nach acht Tagen um dieselbe Stunde und Sie sollen Neues hören.

An dem bestimmten Tage fand die Gräfin Clémence zur festgesetzten Stunde bei ihrer Freundin Eveline sich ein.

— Nun, meine Liebste? fragte sie.

— Nun, erwiderte Eveline in melancholischem Tone, meine Tante mag ihre Million den Krankenhäusern hinterlassen, denn Herr v. Fabiani wird nicht mein Mann werden . . .

— Was? rief Clémence überrascht. Sollte die so scharfsinnig erdachte Probe nicht gelungen sein?

— Doch, doch; die Probe ist gelungen, oder wenigstens nahezu gelungen. Doch lassen Sie sich die Sache ausführlich erzählen. Gestern hatte ich Fabiani eingeladen, er möge mich abholen und ins Residenz-Theater begleiten. Er kam „in voller Wuth“, sah aber sogleich, daß ich meine Absicht geändert hatte, da ich ein Kleid trug, das man nur im Boudoir tragen kann, ein rosa Kleidchen, mit dem ich Engel in Versuchung führen will; ein Kleid voll Schliche und Hinterhalte; ein Kleid, das hält und wieder nicht hält, ein Kleid, das den Körper verhüllt und enthüllt. Ich setzte mich ans Piano und spielte und sang jene Scene aus „Tristan und Isolde“, welcher Fabiani nicht widerstehen konnte und welche seine Seele nach dem Himmel entführte. Er stand dicht neben mir, Wange an Wange, und wandte die Blätter um; und ich fühlte, wie die Töne meiner Stimme ihn durchdrangen, sein Herz erzittern machten wie die Saiten einer Leier. In Folge einer „unvorsichtigen“ Bewegung, die ich zuweilen machte, streiften ihn meine Haare und berührten die krausen Locken meines Nackens fast seinen Mund. Es war, als würde etwas Unsichtbares zwischen uns umherfliegen, das nach dem Werden rang.

— Ein Kuß? sagte Clémence. Und hat Herr von Fabiani den Muth gehabt, sich diesen Kuß zu nehmen?

— Nein; denn ich habe ihn in einer gewissen Weise angeschaut, die ihn die Sache überlegen ließ.

IV.

— Ich setzte mich dann auf dieses kleine Sopha und befahl Fabiani, mir Verse von Alfred de Musset vorzulesen, vornehmlich solche, die aus Liebe geformt sind. Er las sie sehr gut, aber meine Haltung, mein Gesichtsausdruck begleitete sie noch besser und in dem Maße, als in diesem stillen Boudoir die glühenden, leidenschaftlichen Reime zusammenklangen, entzündete ihre Harmonie Funken und Blitze in meinen Augen. Mein Wille rief den Vorleser und er kam und sank mir zu Füßen. Schon näherte sein Haupt sich dem meinen, als ich kühl und hart ihm einen Sessel anwies und er sich so ruhig hinsetzte, als würde es sich darum handeln, den militärwissenschaftlichen Vortrag eines Erzherzogs im Offiziers-Casino anzuhören.

Und wir sprachen von der Liebe; ich selbst hatte das Gespräch auf diesen Gegenstand gelenkt, den einzigen, der vernünftiger Weise uns in jenem Augenblicke beschäftigen konnte. Fabiani war beredt, begeistert, feierte den Kultus des Weibes und machte aus mir eine Göttin, die auf Wolken einhersehwebt und Licht ausstrahlt.

— Dabei saß er immer auf seinem Lehnstuhl? fragte Clémence.

— Ja; und ich antwortete ihm in einer Weise, die geeignet war, seine Begeisterung bis zur Raserei zu steigern.

Plötzlich — ich weiß nicht wie es geschah, öffnete sich mein Kleid und ließ ein wenig von meinem Busen sehen. Zu gleicher Zeit verschob sich auch mein Rock, so daß die Knöchel meines linken Fußes, der mit einem blasfroja Seidenstrumpf bekleidet war, sichtbar wurden. Und nun schlenderte Fabiani die idealische Liebe, wie einen alten Lappen von sich. Er stürzte sich auf mich, legte seine kräftigen Hände auf meine Schultern und pflanzte einen tüchtigen, laut schallenden, vollen Kuß auf meine Lippen. Entrüstet hatte ich mich erhoben und floh jetzt durch das Zimmer; doch er verfolgte mich, indem er Alles wegstieß, was ihm im Wege stand und faßte mich voll um den Leib. Ich beschimpfte ihn wie einen Räuber, aber er kümmerte sich nicht darum; er faßte mich bei den Handknöcheln und drückte sie zum Zerbrechen. Er sah und hörte nichts, er war zum wilden Thiere geworden. Endlich sank ich erschöpft, gebrochen auf dieses Sopha. Diesen Augenblick hatte ich vorbereitet und gewollt. Es war der richtige Moment, um Fabiani ein für allemal zu bändigen, mit meinem gebieterischen Blicke zu Boden zu schmettern. Ich hatte mir den Gatten erobert und geformt, so wie ich ihn wollte. Denn ich war für immer seiner sicher, wenn er in dem Zustande des Deliriums, in welchen ich ihn versetzt hatte, sich auf einen Wink von mir wieder beruhigen und mich respektiren würde. Aber . . .

— Aber?

— Aber, er hat mich nicht respektirt . . .

Ohne.

Ohne Sorgen Becherklang,
Ohne Skrupel Liebesdrang,
Ohne Miston süße Lieder,
Ohne Falschheit wahr und bieder,
Ohne Furcht und ohne Tadel,
Ohne Edelsinn kein Adel,
Ohne Mieder gute Formen,
Ohne Schwanken feste Normen,
Ohne Mittel festen Schlaf,
Ohne Strafen gut und brav,
Ohne Furcht bei kaltem Blut,
Ohne Krampe nie ein Hut,
Ohne Ehe nur kein Kind,
Was das für liebe „Ohne“ sind!

Ohne Lust und Leidenschaft,
Ohne Blut und ohne Kraft,
Ohne Wärme, kalt und grau,
Ohne Kinder, ohne Frau,
Ohne Hoffnung, ohne Liebe,
Ohne süße Herzenstriebe,
Ohne Frühling, ohne Lust,
Ohne Freundschaft, ohne Duft,
Ohne Blüthen, ohne Jugend,
Ohne Wahrheit, ohne Tugend,
Ohne Küsse fußt're Mächte,
Ohne Besserung das Schlechte,
„Ohne“ sind es ohne Zweifel,
O Pfui Teufel!

M. Kolloden.



— Vater Ludwig, hüten Sie sich vor dem Coreador !
— Er thut mir nichts, Kinderchen, meine alte Haut ist hieb- und stichfest.

Zärtlicher Abschied.



— Und laß Dich nicht von so einer kleinen Pariserin verführen, Jakob, hörst Du?
Denn Du bist zu schön! . . .

— Gott! Rosalie, was quälst Du mich mit Deiner Eifersucht . . .

N i c h t s.

Es stritten einst Soldaten,
Was Nichts sei und was Viel?
Man sprach von Heldenthaten,
Doch kam man nicht zum Ziel.

„Was viel ist, ist nicht wenig!“
Nahm man dann endlich an;
„Viel hat im Reich der König,
Der Graf, der reiche Mann!“

Und d'rob die armen Tröpfe
Noch lannen hin und her,
Verbrachen sich die Köpfe,
Was wohl das „Nichts“ nun wär'?

Da tritt ein flotter Reiter
Hinzü, erkumt's und spricht's:
„Ersteig beim Lieb die Leiter
Amsonst ich Nachts — ist's Nichts!“

Max Klose.

L u s c h k a.

Ein Abenteuer aus Ost-Rumelien von Jussuf Efendi.

Ein Steuerbeamter, der in seiner amtlichen Eigenschaft erscheint, ist nirgends willkommen, und ein türkischer Steuerbeamter erst recht nicht. Ja, mein Amtsvorgänger, der mit dem Eintreiben des Zehnten in Strumelien betraut war, als dessen Abgaben noch in türkische Kassen flossen, hätte durch sein Vorgehen fast eine allgemeine Bauernrevolte hervorgerufen.

Er hatte es aber auch etwas zu arg getrieben, der biedere Murad Bej. Daß der Beamte mit seinen Soldaten nicht bloß dem Bauer den Zehnten abnimmt, sondern auch Quartier und Kost verlangt, ja auch die hübschesten Frauen oder Mädchen zu seiner Belustigung beansprucht, das war man gewöhnt, und da schickte sich der Bauer schließlich wohl oder übel darein.

Aber Murad Bej war ein Wüstling, der sogar die Kinder der Bauern geschändet hatte, und der nur mit knapper Noth der Lynch-Justiz der Landleute entronnen war. Deshalb war er denn auch in ein anderes Vilajet versetzt worden, und mir ward die schmeichelhafte Mission zutheil, die erregten Gemüther durch ein humaneres Auftreten zu besänftigen.

So war ich denn schließlich auch in Harmanly angelangt, ein Dorf, das seinen Namen von den großen Dreschplätzen hat, die das Getreide jener fruchtbaren Gegend vereinigen, und in dem ich deshalb längeren Aufenthalt nehmen mußte.

Ich hatte mein Quartier bei dem reichen Tschorbadschy des Ortes aufgeschlagen, einem ernstern Mann, dessen finstere und mißtrauische Blicke sich trotz all meiner Liebenswürdigkeit nicht aufhellen wollten. Als ich einem anderen Bauer gelegentlich mein Befremden darüber Ausdruck verlieh, erfuhr ich, daß mein Vorgänger eine der beiden Töchter des Tschorbadschy, ein Kind von zwölf Jahren getödtet hatte, als sie sich nicht gutwillig seinen Lüsten preisgeben wollte. Damals war es zu

einem bösen Kampfe zwischen den Bewohnern des Ortes und dem den Steuerbeamten begleitenden Militär gekommen, und Murad Bej hatte Noth gehabt, sein Leben zu retten.

Der alte Tschorbadschy that mir herzlich leid, und als ich des Abends mit ihm und den Seinen auf der Schilfmatte sitzend das Abendbrod verzehrte, benutzte ich die Gelegenheit, ihm einige Schmeicheleien über sein ältestes Töchterchen Luschka zu sagen, die umsomehr vom Herzen kamen, als Luschka wirklich ein bildhübsches, prächtig gewachsenes, zur vollen Jungfräulichkeit erblühtes Mädchen von etwa fünfzehn Jahren war.

Die Wirkung meiner Worte war aber anders, als ich beabsichtigt hatte. Denn während Luschkas frisches Antlitz Leichenblässe überzog, schoß ihr Vater wilde Blitze aus seinen schwarzen Augen nach mir hin. Es war klar, daß sie in meinen Worten den Befehl lasen, mir das Mädchen für die Nacht zu überliefern. So waren sie es von meinem Vorgänger zu verstehen gewohnt. Das Gespräch stockte und ich zog mich bald mit kurzem, aber freundlichem Gruße in die mir zur Verfügung gestellte Schlafkammer zurück.

Während ich mich entkleidete, hörte ich einen erregten Wortwechsel der Familie meines Wirthes, aus dem ich nur die Stimmen des Alten und der Tochter unterscheiden konnte, während ein heftiges Weinen, das mich vollends hinderte, etwas zu verstehen, von der Mutter herrühren mußte. Schließlich sank das Gewirr der Stimmen zu leisem Gesüßler herab und verstummte endlich ganz.

Ich hatte mich auf meine Matrage aus Maisblättern geworfen. Der volle Mond schien durch das kleine, offene Fensterchen und erfüllte die Kammer mit seinem Lichte. Ich betrachtete das unruhige Spiel der Schatten auf dem Fußboden und glaubte in bald schärferen, bald schwächeren Umrissen dunkle Flecken hervortreten zu sehen, Blutflecken als beredte Zeugen einer Mordthat, die hier verübt worden war. Sicherlich hatte der böse Murad hier das arme Kind, das Opfer seiner Lüste, abgeschlachtet.

Diese Gedanken wollten mich nicht wieder verlassen, und unruhig wälzte ich mich auf meinem einfachen Ruhelager. Plötzlich hörte ich ein Geräusch an meiner Thür. Ich lauschte gespannt und sah starrend, wie die Thür sich öffnete und Luschka hereintrat. Hoch aufgerichtet stand die üppig schlankte Gestalt, vom Mondlicht voll erleuchtet, an meinem Lager. Sie war nur mit einem langen, prachtvoll mit Gold gestickten Hemd bekleidet, das an der Brust weit herab geöffnet, die voll entwickelte, entzückende Büste halb unverhüllt zeigte. Durch einen gleichfalls reich gestickten breiten Seidenschawl wurde das Hemd an der Taille zusammengehalten, so daß die breiten Hüften in feinen Linien zur Geltung kamen. Dabei blühten die goldenen Fäden der Stickerei auf Hemd und Gürtel in dem bläulichen Mondlicht in einem fast überirdischen Glanze, so daß ich eine Erscheinung aus einer anderen Welt zu erblicken vermeinte.

„Du hast mich begehrt. Hier bin ich“, sagte sie mit fast tonloser Stimme.

Ich fand nicht die Kraft, sie gehen zu heißen, ergriff vielmehr ihre Hand und zog das süßsame Mädchen auf mein

Lager, um meine Augen, die sich nicht satt sehen konnten, an der herrlichen Erscheinung zu weiden.

„Und Du willst mein Lager theilen?“ fragte ich endlich.

„Wenn Du befehlst, muß ich gehorchen,“ sagte sie leise.

Ich befahl zwar nicht, legte aber den Arm um ihren Leib. In fieberhafter Erregung wollte ich sie an mich drücken; sie aber flüsterte abwehrend:

„Warte!“

Dabei zog sie einen fußlangen, haarscharfen Dolch mit kostbar in Silber gearbeitetem Hest aus dem Gürtel und legte ihn neben sich auf den Fußboden hin.

Ich war ihren Bewegungen aufmerksam gefolgt, und während sich meine Liebesgluth um etliche Grad abkühlte, fragte ich, wozu sie den Dolch mitgebracht hätte.

„Es ist eine Sitte unserer jungen Frauen,“ entgegnete sie unbefangen, „wenn sie zum ersten Mal die Umarmung des Mannes erwarten, vor seinen Augen den Dolch aus dem Gürtel zu ziehen und beiseite zu legen. Es ist das Zeichen, daß sie sich ihm freiwillig ergeben, und von nun an seinen Liebesstürmen keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen wollen.“

Obwohl Luschka das in ganz schlichtem und überzeugendem Tone sprach, so kam mir doch die Sitte so seltsam und fremd vor, daß ich versuchte, den Dolch aus dem Bereich ihrer Hände zu bringen. Sie aber fiel mir geschickt in den Arm und sprach höhniisch:

„Feigling! Du willst eine Jungfrau bezwingen und fürchtest ein Stückchen spitzen Stahl?“

„Gut,“ ich fürchte Deinen Dolch nicht, da Du mich nicht fürchtest,“ antwortete ich mit erzwungenem Lachen, beschloß aber trotzdem, mir keine ihrer Bewegungen entgehen zu lassen.

Wieder beugte ich mich zu meiner reizenden Lagergenossin und war eben im Begriff, meine Lippen auf die ihrigen zu drücken, als ich sah, wie ihre Rechte krampfhaft das Hest des Dolches erfaßte. Blitzschnell aber umschloß ich mit der Linken ihr Handgelenk und preßte ihren Arm auf den Boden, so daß sie mit ihrer Waffe mich nicht verletzen konnte. Gleichzeitig hielt ich mit der rechten Hand ihren anderen Arm unspannt, und drückte ihn auf die Matratze.

Nun begann ein fürchterlicher Kampf. Das Mädchen wand sich verzweifelt, und entwickelte dabei eine Kraft, deren Ueberwindung die äußerste Anspannung meiner Muskeln erforderte. Ich dachte nur mit Grausen an den Moment, wo schließlich mein Arm erlahmen und ihr Dolch meinen Körper zerfleischen mußte.

Mit einer plötzlich erhöhten Anspannung ihrer Kräfte gelang es ihr, die mit dem Dolch bewaffnete Hand aus meiner Umklammerung zu befreien. Vergebens suchte ich mit rascher Wendung ihr Handgelenk wieder zu ergreifen; wild warf sie ihren Arm umher, grauenhaft bligte der spitze Stahl, den sie nach meinem Rücken zückte.

Die schreckliche Empfindung zweier widerstreitender und doch auf's höchste gespannter Affecte durchbebte mein ganzes Nervensystem. Todesangst und Wollust erregten in ihrem Ringen einen Sturm tobender und sich bekämpfender Gewalten in meinem Innern. Doch die Begierde war mächtiger, ihr gegenüber schwand die Furcht vor der Todesgefahr wie ein Schemen; ich schloß von Wonneschauern durchzittert die Augen und er-

wartete den tödtlichen Stoß, der in diesem Augenblicke all seine Schrecken für mich verloren hatte. Im Paradies der Liebe giebt es keinen irdischen Schmerz.

Und ich fühlte, wie die mit der Mordwaffe bewehrten Arme sich um meinen Nacken legten, und ich fühlte den Gluthhauch aus der wogenden Brust der Gegnerin meine Wangen streifen, und meine glühende Haut schauderte unter der Berührung des eiskalten Stahles und mir schwanden die Sinne.

Als ich wieder erwachte, war meine Judith weg und der Dolch war weg, aber der Kopf des Holofernes saß noch fest zwischen den Schultern.



aviar = Schritten.

Von der Handels-Marine.

In der letzten Generalversammlung der Dampfschiffs-Ahederei „Columbus“ wurde lebhaft die Frage ventilirt, welches Unterscheidungszeichen man an den Schornsteinen der Dampfer der Gesellschaft anbringen sollte — Der ergraute Kapitän Konrad M ü h t machte schließlich den Vorschlag, an der Backbord- sowie an der Steuerbordseite des Schornsteines je ein Ei des Columbus anzubringen.

Obgleich dieser Vorschlag — als für die Gesellschaft „Columbus“ ungemein zutreffend — großen Beifall fand, mußte derselbe aus praktischen Gründen doch verworfen werden, weil dieses Unterscheidungszeichen auf größere Entfernung nur schwer erkennbar sein würde.

Da Keiner einen besseren Vorschlag machen konnte, verlief die Versammlung resultatlos.

*

Gleiche Ursachen, verschiedene Wirkung.

Herr K. trifft seine Frau auf der Straße.

„Um Gotteswillen, Marie, was hast Du denn gemacht, Dein Kleid ist ja hinten bis an die Schultern ganz grün!“

„Ach, die Bänke im Park sind jedenfalls frisch gestrichen.““

Herr K. trifft kurz darauf seinen Freund.

„Junge, wie siehst Du denn aus, Deine Kniee und Deine Ärmel sind ja ganz grün!“

„Ach, die Bänke im Park sind jedenfalls frisch gestrichen.““

*

Eine begründete Frage.

Ein junges Fräulein trippelt, mit der bekannten „Musik“-Mappe in der Hand, über die Straße. Da tritt ein eleganter Herr an sie heran.

— Singen Sie, mein Fräulein?

— Ja; warum denn? fragt die Kleine zögernd.

— Nun, weil ich Sie begleiten möchte.

*

Nichts.

Es stritten einst Soldaten,
Was Nichts sei und was Viel?
Man sprach von Heldenthaten,
Doch kam man nicht zum Ziel.

„Was viel ist, ist nicht wenig!“
Nahm man dann endlich an;
„Viel hat im Reich der König,
Der Graf, der reiche Mann!“

Aud d'rob die armen Tröpfe
Noch sannnen hin und her,
Verbrachten sich die Köpfe,
Was wohl das „Nichts“ nun wär'?

Da tritt ein flotter Reiter
Hinzu, erkunnt's und spricht's:
„Ersteig beim Lieb die Reiter
Amsonst ich Nadsits — ist's Nichts!“

Max Klose.

Luschk a.

Ein Abenteuer aus Ost-Rumelien von Jussuf Efendi.

Ein Steuerbeamter, der in seiner amtlichen Eigenschaft erscheint, ist nirgends willkommen, und ein türkischer Steuerbeamter erst recht nicht. Ja, mein Amtsvorgänger, der mit dem Eintreiben des Zehnten in Ost-Rumelien betraut war, als dessen Abgaben noch in türkische Klassen flossen, hätte durch sein Vorgehen fast eine allgemeine Bauernrevolte hervorgerufen.

Er hatte es aber auch etwas zu arg getrieben, der biedere Murad Bej. Daß der Beamte mit seinen Soldaten nicht bloß dem Bauer den Zehnten abnimmt, sondern auch Quartier und Kost verlangt, ja auch die hübschesten Frauen oder Mädchen zu seiner Belustigung beansprucht, das war man gewöhnt, und da schickte sich der Bauer schließlich wohl oder übel darein.

Aber Murad Bej war ein Wüstling, der sogar die Kinder der Bauern geschändet hatte, und der nur mit knapper Noth der Lynch-Justiz der Landleute entronnen war. Deshalb war er denn auch in ein anderes Vilajet versetzt worden, und mir ward die schmeichelhafte Mission zutheil, die erregten Gemüther durch ein humaneres Auftreten zu besänftigen.

So war ich denn schließlich auch in Harmanly angelangt, ein Dorf, das seinen Namen von den großen Dreschplätzen hat, die das Getreide jener fruchtbaren Gegend vereinigen, und in dem ich deshalb längeren Aufenthalt nehmen mußte.

Ich hatte mein Quartier bei dem reichen Tschorbadschy des Ortes aufgeschlagen, einem ernstern Mann, dessen finstere und misstrauische Blicke sich trotz all meiner Liebenswürdigkeit nicht aufhellen wollten. Als ich einem anderen Bauer gelegentlich mein Befremden darüber Ausdruck verlieh, erfuhr ich, daß mein Vorgänger eine der beiden Töchter des Tschorbadschy, ein Kind von zwölf Jahren getödtet hatte, als sie sich nicht gutwillig seinen Lüsten preisgeben wollte. Damals war es zu

einem bösen Kampfe zwischen den Bewohnern des Ortes und dem den Steuerbeamten begleitenden Militär gekommen, und Murad Bej hatte Noth gehabt, sein Leben zu retten.

Der alte Tschorbadschy that mir herzlich leid, und als ich des Abends mit ihm und den Seinen auf der Schilfmatte sitzend das Abendbrod verzehrte, benutzte ich die Gelegenheit, ihm einige Schmeicheleien über sein ältestes Töchterchen Luschk a zu sagen, die umsomehr vom Herzen kamen, als Luschk a wirklich ein bildhübsches, prächtig gewachsenes, zur vollen Jungfräulichkeit erblühtes Mädchen von etwa fünfzehn Jahren war.

Die Wirkung meiner Worte war aber anders, als ich beabsichtigt hatte. Denn während Luschkas frischges Antlitz Leichenblässe überzog, schoß ihr Vater wilde Blicke aus seinen schwarzen Augen nach mir hin. Es war klar, daß sie in meinen Worten den Befehl lasen, mir das Mädchen für die Nacht zu überliefern. So waren sie es von meinem Vorgänger zu verstehen gewohnt. Das Gespräch stockte und ich zog mich bald mit kurzem, aber freundlichem Gruße in die mir zur Verfügung gestellte Schlafkammer zurück.

Während ich mich entkleidete, hörte ich einen erregten Wortwechsel der Familie meines Wirthes, aus dem ich nur die Stimmen des Alten und der Tochter unterscheiden konnte, während ein heftiges Weinen, das mich vollends hinderte, etwas zu verstehen, von der Mutter herrühren mußte. Schließlich sank das Gewirr der Stimmen zu leisem Geflüster herab und verstummte endlich ganz.

Ich hatte mich auf meine Matratze aus Maisblättern geworfen. Der volle Mond schien durch das kleine, offene Fensterchen und erfüllte die Kammer mit seinem Lichte. Ich betrachtete das unruhige Spiel der Schatten auf dem Fußboden und glaubte in bald schärferen, bald schwächeren Umrissen dunkle Flecken hervortreten zu sehen, Blutflecken als bededte Zeugen einer Mordthat, die hier verübt worden war. Sicherlich hatte der böse Murad hier das arme Kind, das Opfer seiner Lüste, abgeschlachtet.

Diese Gedanken wollten mich nicht wieder verlassen, und unruhig wälzte ich mich auf meinem einfachen Ruhelager. Plötzlich hörte ich ein Geräusch an meiner Thür. Ich lauschte gespannt und sah starr, wie die Thür sich öffnete und Luschk a hereintrat. Hoch aufgerichtet stand die üppig schlanke Gestalt, vom Mondlicht voll erleuchtet, an meinem Lager. Sie war nur mit einem langen, prachtvoll mit Gold gestickten Hemd bekleidet, das an der Brust weit herab geöffnet, die voll entwickelte, entzückende Büste halb unterhüllt zeigte. Durch einen gleichfalls reich gestickten breiten Seidenschawl wurde das Hemd an der Taille zusammengehalten, so daß die breiten Hüften in feinen Linien zur Geltung kamen. Dabei blitzten die goldenen Fäden der Stickerei auf Hemd und Gürtel in dem bläulichen Mondlicht in einem fast überirdischen Glanze, so daß ich eine Erscheinung aus einer anderen Welt zu erblicken vermeinte.

„Du hast mich begehrt. Hier bin ich“, sagte sie mit fast tonloser Stimme.

Ich fand nicht die Kraft, sie gehen zu heißen, ergriff vielmehr ihre Hand und zog das fügsame Mädchen auf mein

Lager, um meine Augen, die sich nicht satt sehen konnten, an der herrlichen Erscheinung zu weiden.

„Und Du willst mein Lager theilen?“ fragte ich endlich.

„Wenn Du befehlst, muß ich gehorchen,“ sagte sie leise.

Ich befahl zwar nicht, legte aber den Arm um ihren Leib. In fieberhafter Erregung wollte ich sie an mich drücken; sie aber flüsterte abwehrend:

„Warte!“

Dabei zog sie einen fußlangen, haarscharfen Dolch mit kostbar in Silber gearbeitetem Hest aus dem Gürtel und legte ihn neben sich auf den Fußboden hin.

Ich war ihren Bewegungen aufmerksam gefolgt, und während sich meine Liebesgluth um etliche Grad abkühlte, fragte ich, wozu sie den Dolch mitgebracht hätte.

„Es ist eine Sitte unserer jungen Frauen,“ entgegnete sie unbefangen, „wenn sie zum ersten Mal die Umarmung des Mannes erwarten, vor seinen Augen den Dolch aus dem Gürtel zu ziehen und beiseite zu legen. Es ist das Zeichen, daß sie sich ihm freiwillig ergeben, und von nun an seinen Liebesstürmen keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen wollen.“

Obwohl Luschka das in ganz schlichtem und überzeugendem Tone sprach, so kam mir doch die Sitte so seltsam und fremd vor, daß ich versuchte, den Dolch aus dem Bereich ihrer Hände zu bringen. Sie aber fiel mir geschickt in den Arm und sprach höhnißlich:

„Feigling! Du willst eine Jungfrau bezwingen und fürchtest ein Stückchen spizen Stahl?“

„Gut,“ ich fürchte Deinen Dolch nicht, da Du mich nicht fürchtest,“ antwortete ich mit erzwungenem Lachen, beschloß aber trotzdem, mir keine ihrer Bewegungen entgehen zu lassen.

Wieder beugte ich mich zu meiner reizenden Lagergenossin und war eben im Begriff, meine Lippen auf die ihrigen zu drücken, als ich sah, wie ihre Rechte krampfhaft das Hest des Dolches erfaßte. Blisthneln aber umschloß ich mit der Linken ihr Handgelenk und presste ihren Arm auf den Boden, so daß sie mit ihrer Waffe mich nicht verletzen konnte. Gleichzeitig hielt ich mit der rechten Hand ihren anderen Arm unspannt, und drückte ihn auf die Matratze.

Nun begann ein furchtbarer Kampf. Das Mädchen wand sich verzweifelt, und entwickelte dabei eine Kraft, deren Ueberwindung die äußerste Anspannung meiner Muskeln erforderte. Ich dachte nur mit Grausen an den Moment, wo schließlich mein Arm erlahmen und ihr Dolch meinen Körper zerfleischen mußte.

Mit einer plötzlich erhöhten Anspannung ihrer Kräfte gelang es ihr, die mit dem Dolch bewaffnete Hand aus meiner Umklammerung zu befreien. Vergebens suchte ich mit rascher Wendung ihr Handgelenk wieder zu ergreifen; wild warf sie ihren Arm umher, grauenhaft bligte der spitze Stahl, den sie nach meinem Rücken zückte.

Die schreckliche Empfindung zweier widerstreitender und doch auf's höchste gespannter Affecte durchbebte mein ganzes Nervensystem. Todesangst und Wollust erregten in ihrem Ringen einen Sturm tobender und sich bekämpfender Gewalten in meinem Innern. Doch die Begierde war mächtiger, ihr gegenüber schwand die Furcht vor der Todesgefahr wie ein Schenken; ich schloß von Wonneschauern durchzittert die Augen und er-

wartete den tödlichen Stoß, der in diesem Augenblicke all' seine Schrecken für mich verloren hatte. Im Paradies der Liebe giebt es keinen irdischen Schmerz.

Und ich fühlte, wie die mit der Mordwaffe bewehrten Arme sich um meinen Nacken legten, und ich fühlte den Gluthhauch aus der wogenden Brust der Gegnerin meine Wangen streifen, und meine glühende Haut schauderte unter der Berührung des eiskalten Stahles und mir schwanden die Sinne.

Als ich wieder erwachte, war meine Judith weg und der Dolch war weg, aber der Kopf des Holofernes saß noch fest zwischen den Schultern.



aviar = Schnitten.

Von der Handels-Marine.

In der letzten Generalversammlung der Dampfschiffs-Rhederei „Columbus“ wurde lebhaft die Frage ventilirt, welches Unterscheidungszeichen man an den Schornsteinen der Dampfer der Gesellschaft anbringen sollte — Der ergrante Kapitän Konrad M ü h t machte schließlich den Vorschlag, an der Backbord- sowie an der Steuerbordseite des Schornsteinens je ein Ei des Columbus anzubringen.

Obgleich dieser Vorschlag — als für die Gesellschaft „Columbus“ ungemein zutreffend — großen Beifall fand, mußte derselbe aus praktischen Gründen doch verworfen werden, weil dieses Unterscheidungszeichen auf größere Entfernung nur schwer erkennbar sein würde.

Da Keiner einen besseren Vorschlag machen konnte, verließ die Versammlung resultatlos.

*

Gleiche Ursachen, verschiedene Wirkung.

Herr X. trifft seine Frau auf der Straße.

„Um Gotteswillen, Marie, was hast Du denn gemacht, Dein Kleid ist ja hinten bis an die Schultern ganz grün!“

„Ach, die Bänke im Park sind jedenfalls frisch gestrichen.““

Herr X. trifft kurz darauf seinen Freund.

„Junge, wie siehst Du denn aus, Deine Kniee und Deine Aermel sind ja ganz grün!“

„Ach, die Bänke im Park sind jedenfalls frisch gestrichen.““

*

Eine begründete Frage.

Ein junges Fräulein trippelt, mit der bekannten „Musik“-Mappe in der Hand, über die Straße. Da tritt ein eleganter Herr an sie heran.

— Singen Sie, mein Fräulein?

— Ja; warum denn? fragt die Kleine zögernd.

— Nun, weil ich Sie begleiten möchte.

*

Vertraulichkeiten.

Eine Champagner-Gesellschaft ist bei dem interessanten Moment angelangt, wo die Herzen sich gegenseitig öffnen.

— Ihre Frau ist reizend, sagt Graf C. dem Herrn L. ins Ohr. Sie haben alle Ursache, ihr treu zu bleiben.

— Ja, ich bin ein glücklicher Ehemann und ich kann mit dem Dichter sprechen: „Mein Glas ist nicht groß, aber ich trinke aus meinem Glase“.

— Lassen Sie uns anstoßen, mein Freund!

Die schöne Luciole. (4)

Roman von Charles Aubert.

Und mit einem Schlage tauchte ihr bisheriges Leben in ihrer Erinnerung auf:

Als sie noch ganz klein war, spielte sie in einem schönen Gemach. Ihre Mutter, eine Schauspielerin, eine gefeierte Dame, hieß Fräulein Ysida. Nach der Theater-Vorstellung brachte sie zuweilen Leute mit nach Hause und die kleine Luciole ward zur Nachtzeit oft durch den Lärm und das Gelächter einer Nachtmahls-Gesellschaft aus dem Schlafe aufgestört.

Eines Tages ward die schöne Ysida von den Blattern auf das Krankenlager geworfen; als sie dieses wieder verließ, war sie häßlich und arm. Luciole war damals acht Jahre alt. Mutter und Kind bezogen jetzt auf Montartre eine abschließliche Dachkammer, wo es im Winter sehr kalt war; an Regentagen sickerte das Wasser durch das schlechte Dach auf die Lagerstätte.

Ysida war jetzt immer krank und hütete das Bett; Luciole ging in die Höfe der Häuser, um da zu singen. Sie hatte eine hübsche Stimme und erhielt die kleinen Kupfermünzen reichlich zugeworfen.

Zarohl, sie hatte in den Höfen der Häuser gesungen; aber, da sie schon damals sehr stolz war, hatte sie nichts verlangt und auch niemals gedankt.

Zwei Jahre lang sorgte sie in dieser Weise für die Bedürfnisse des ärmlichen Haushaltes. Als sie an einem Winterabende heimkehrte, rief ihre Mutter sie mit schwacher Stimme zu sich ans Krankenlager, küßte sie und starb in ihren Armen.

Nachbarsteute nahmen die kleine Waise zu sich. Es war die Familie Rodion. Von da ab theilte sie das abenteuerliche Leben dieser Leute. Alexis war um ein Jahr jünger als Luciole; die beiden Kinder wuchsen neben einander auf und liebten einander. Als sie achtzehn Jahre alt war, verliebte sich Luciole in den Jüngling. Da sie mehr wußte und verderbter war als er, war sie es, die ihn verführte. Sie verbanden sich in ihrer jungen Liebe, ohne recht zu wissen, was sie thun und ohne, daß die Anderen es wußten.

Durch das feurige Temperament des jungen Mädchens zu lodrender Gluth entflammt zehrte Alexis während dieses Liebesjahres sich auf, das für ihn ein einziger, langer Kuß war.

Im letzten Winter war der Herkules mit seiner Kanone gestürzt und hatte ein Bein gebrochen und in Folge dessen

zwei Monate im Krankenhause verbringen müssen. Während dieser Zeit hatten die Mitglieder der Truppe sich fortgebracht, so gut sie konnten. Luciole war im Theater Folies-Marigny für kleine Rollen engagirt worden.

Hier hatte der Baron sie gesehen und eine glühende Leidenschaft zu ihr gefaßt. Drei Monate hindurch verfolgte er sie mit leidenschaftlichen Erklärungen und glänzenden Anerbietungen; aber in ihrer heißen Liebe für Alexis wies das Mädchen alle Lockungen zurück.

Als Rodion hergestellt war, nahmen die Gaukler ihre Streifzüge durch die Provinzstädte wieder auf. In unverminderter Leidenschaft folgte der Baron ihren Spuren; es verging keine Woche, in der man nicht wenigstens einmal den beharrlichen Anbeter auftauchen und seiner Angebeteten Blumen werfen sah.

Das Theater Folies-Marigny hatte einen gefährlichen Einfluß auf die Einbildungskraft Lucioles geübt; bei der Berührung mit den verlorenen Mädchen, welche sie an diesem Orte traf, fühlte die Kunststreiterin eine höllische Koketterie und ein wahnsinniges Verlangen nach Luxus und Ausschweifungen in sich erwachen.

Und nun, da die Ereignisse sie in das Haus des Barons führten, fühlte sie sich schwach, wie von einem Schwindel ergriffen.

Sie fühlte, daß sie sinken würde . . .

Plötzlich ward Luciole durch das Geräusch eines Wagens aus ihrer Träumerei aufgestört. Die Kalesche hielt vor dem Pavillon, welcher demjenigen entgegengesetzt war, wo sie selbst sich befand. Die Diener eilten mit Lichtern herbei. Der Baron war vom Bahnhof zurückgekehrt, wo er seine Frau erwartet hatte. Diese war kaum angekommen, als sie schon Allen Befehle erteilte. Endlich zogen die beiden Gatten sich zurück und es ward wieder Alles still.

Die Ankunft der Baronin versetzte Luciole in eine seltsame Erregung.

— Oh, murmelte sie, ich fühle, daß ich diese Frau hassen werde! . . .

Und dann rief sie wieder:

— Nein, ich bin toll! . . .

Sie war im Begriff, das Fenster zu schließen, als plötzlich ein Schatten vor ihr auftauchte und ein Bein über den Balkon setzte.

Luciole erschrak heftig und stieß einen leisen Schrei aus.

— Fürchte nichts, ich bin's! sagte der Schatten.

— Alexis! . . .

— Still, still! Jemand klopft an Deine Thüre.

In der That ließ sich ein leises Klopfen an die Thüre vernehmen.

Auf den Fußzehen schlich das Mädchen bis zur Thüre.

— Wer ist da? fragte sie.

Die Stimme des Barons ließ sich vernehmen.

— Oeffnen Sie mir, theure Luciole!

— Nein, mein Herr.

— Ich bitte Sie.

— Vergebens; wir sehen uns morgen.

— Wohl denn, morgen, schloß der Baron kleinlaut.

— Oh, Luciole, Du liebst mich doch noch! rief Alexis, als er glaubte, daß der Baron sich schon entfernt habe.

Statt aller Antwort legte das Mädchen ihm beide Arme um den Hals und zog ihn an sich.

VI.

Lebhafteit der Frau Baronin.

Am nächsten Morgen gegen neun Uhr erwachte die Frau Baronin Firminy, läutete ihrer Kammerfrau und sprang vom Bette, sobald diese erschienen war. Frau von Firminy war eine Dame von 35 Jahren, eine Brünette mit hellem Teint und feiner, sammtweicher Haut; sie war voll entwickelt, dick, und ihre großen, schwarzen Augen verliehen ihrer Schönheit einen orientalischen Charakter.

Sie war seit zehn Jahren mit dem Baron Firminy verheirathet, doch hatte dieser schon seit mehreren Jahren sie völlig vernachlässigt, um sich allerlei Phantasien hinzugeben.

Die Baronin hatte auch ihrerseits einige kleine „Bekanntschäften“, doch benahm sie sich dabei stets mit so großer Vorsicht, daß der Baron über einen unbestimmten Verdacht nicht hinauskam.

Sie war kokett und lebenslustig, gab viel Geld für ihre Toilette aus, hielt Reitpferde und gab Soireen; den Baron behandelte sie höflich, die übrige Welt sehr liebenswürdig; mit ihren Kammerfrauen benahm sie sich sehr vertraulich und launisch.

Dabei war sie stolz und rachsüchtig und verzieh niemals einen Verstoß gegen die ihr schuldigen Rücksichten.

Während sie sich ankleidete, fragte sie:

— Was gibt es denn im Schloßhose? Seitdem ich wach bin, höre ich allerlei Stimmen und Getrappel unten. . .

— Madame, es ist die Gauklertruppe, welche der Herr Baron gestern aufgesehen hat.

— Ja, ich erinnere mich. . . er hat mir Nachts, als ich ankam, die Sache erwähnt. Mein Mann hat merkwürdige Bekanntschaften.

— Sie haben Recht, Frau Baronin; noch niemals sah ich ein solch' unanständiges Volk.

— Aber was treiben sie denn? rief die Baronin, aus Fenster tretend; jetzt haben sie gar das Schloß zu einem Zirkus umgewandelt! . . .

Und sie setzte sogleich zornig hinzu:

— Was seh' ich? Das ist ja mein Pferd, das sie da galoppiren lassen! Das ist Pluto! . . .

— Ich glaube, der Herr Baron hat es ihnen geschenkt.

— Geschenkt? . . . Er hat ihnen Pluto geschenkt?

— Ja, der Herr Baron hat ihnen gestattet, in den Ställen zu wählen.

Die Baronin biß sich in die Lippen.

— Mein Gemahl ist sehr großmüthig, sprach sie erregt; was hat Das zu bedeuten?

Sie fuhr fort, die Gaukler zu beobachten, die bereits das Pferd abzurichten begannen. Rodion stand mitten im Hofe, hielt das Pferd an einem langen Leitseil und ließ es um sich kreisen, wobei er es zwang, die Beine im Takt zu heben, während ChambarDas, auf dem Pferde stehend, allerlei Sprünge versuchte. Frigoulet stand abseits und nagte an einem Huhn-

flügel, den er in der Küche gestohlen hatte. Ringsumber standen die Gärtner und die Dienerschaft des Schloßes und schauten mit Interesse zu.

— Werden Frau Baronin Vormittags ausgehen? fragte die Kammerfrau.

— Ich werde ausreiten und da Pluto nicht mehr mir gehört, werde ich Zephir nehmen. Ist das die ganze Truppe?

— Ja, Madame. . . das heißt, es fehlt noch Fräulein Luciole?

— Wer ist Fräulein Luciole? fragte die Baronin, indem sie die Ohren spitzte.

— Eine junge Kunstreiterin.

— Ah! ist sie hübsch?

— Das ist Geschmackssache. . . Sie sieht sehr boshaft aus.

— Ich fange an zu begreifen, murmelte die Baronin erblickend.

Und sie fügte hinzu:

— Vorwärts! spruten Sie sich! . . . Wo haben alle diese Leute übernachtet?

— Im neuen Hause, oberhalb der Küchen.

— Auch Fräulein Luciole?

— Nein, Madame. Fräulein Luciole hat die Nacht in dem rosa Zimmer zugebracht.

— Ausgezeichnet! . . . Jetzt bin ich dessen sicher, daß dieses Mädchen schön ist, murmelte die Baronin, indem sie die Stäbchen eines herrlichen Fächers zerbrach.

Sie begann zu singen und unterbrach sich alsbald darin, um zu fragen:

— Schläft sie noch, diese Luciole?

— Nein, Madame; sie ist sehr früh aufgestanden. Wenn Frau Baronin sie sehen wollen, so finden Sie sie im großen Salon des Erdgeschosses.

— Ah, im Salon!

— Ja, ich hörte sie am Piano klimpern.

— Ah, das ist doch zu unverkämmt!

— Frau Baronin können übrigens beruhigt sein; nach dem Frühstück gehen diese Leute wieder weg. Und das ist ein Glück, denn dieses Pack hat Manieren! . . . Es gibt einen langen Bengel unter ihnen, der mich umarmen wollte. . .

— Genug, schweigen Sie! . . . Sie sind eine Närrin! . . . Die Magd schwieg.

Mit einem Reitkleide von grünem Tuch angethan und einer Reitpeitsche in der Hand stieg die Baronin die große Treppe hinab und blieb einen Augenblick auf dem Perron des Hofes stehen.

— Lassen Sie Zephir satteln! befahl sie dem Diener Joseph.

Und als dieser sich entfernen wollte, rief sie ihn zurück:

— Werden diese Leute bald gehen? fragte sie.

— Sogleich nach dem Frühstück, Madame.

— Gut.

Nun begab sie sich mit festen Schritten nach dem Salon. Sie stieß eine Thüre auf und trat bis in die Mitte des Salons vor, wo der Baron und Luciole auf einem Canapé saßen und leise plauderten. Bei dem Anblick der Baronin erhoben sich Beide.

Der Baron verneigte sich vor seiner Frau, indem er sagte:

— Liebste Freundin, das ist Fräulein Luciole, die mich gebeten hat, Ihnen zu danken für . . .

Die Baronin stieß einen Schrei der Entrüstung aus:

— Wie? Sie haben die Kühnheit, mir Ihre Zuhälterinnen ins Haus zu bringen? Ach, das ist denn doch zu viel! . . .

Und sie erhob mit einer blitzschnellen Bewegung die Reitpeitsche und ließ sie auf Lucioles Gesicht niedersausen.

Das Mädchen stieß einen schrecklichen Schrei aus und wollte sich auf die Baronin stürzen; doch plötzlich hielt sie mit einer schier übermenschlichen Anstrengung an sich und wurde scheinbar ganz ruhig.

— Madame! rief der Baron ganz entsetzt, was Sie da gethan haben, ist schändlich!

Luciole war zum Spiegel getreten und betrachtete sich darin; ein blutrother Streif lief quer über ihre Wange. Nun wandte sie sich zu der Baronin und sagte mit einem erzwungenen Lächeln, während ihre Augen Blitze schossen:

— Madame, Sie haben Ihr Schicksal entschieden.

Dann aber ward sie von ihren Kräften verlassen und sank auf den Teppich hin.

VII.

Die Trennung.

Die Baronin war zu Pferde gestiegen und hatte das Schloß verlassen. Der Baron hatte das ohnmächtige Mädchen in das rosa Zimmer gebracht und auf das Bett gelegt. Luciole kam bald wieder zum Bewußtsein. Anfänglich war sie verwundert, sich da wiederzufinden; dann erinnerte sie sich plötzlich der soeben stattgehabten Scene.

— Ach! klagte sie, indem sie sich mit beiden Händen das Gesicht verdeckte.

— Beruhigen Sie sich, bat der Baron; denken Sie nicht weiter daran.

— Ich bin häßlich, nicht wahr? Ich muß ganz entstellt sein!

— Nein, nein, Sie sind noch immer anbetungswürdig.

Sie erhob sich und eilte zum Spiegel. Die Peitsche hatte sie schrecklich gezeichnet; eine blutigrothe Strieme lief quer über ihr Gesicht. Luciole stieß eine Art Geheul aus und warf sich mit geballten Fäusten in einen Lehnstuhl, als Bente einer stummen Verzweiflung.

Der Baron stand rathlos da.

— Luciole, stammelte er von Zeit zu Zeit, ich versichere, daß der Streif morgen verschwunden sein wird.

Da ward an die Thür geklopft und Frigonlet steckte den Kopf herein.

— Herr Baron! sprach er sehr ehrerbietig

— Was willst Du? fragte Luciole, indem sie ihr Taschentuch auf ihre Wange presste.

— Das Frühstück ist bereit und da wir binnen einer Stunde weiter ziehen, wirst Du wohl daran thun, herunter zu kommen.

— Esset ohne mich; ich habe keinen Hunger.

— Keinen Hunger? rief der Gantler erstaunt.

— Nein; ich bin ein wenig leidend.

— Komm immerhin; es ist Gansbraten da, sagte Frigonlet in entscheidendem Tone.

— Nein, laß mich!

— Wohl denn, wie Du willst.

Und der lange Bursche zog sich zurück, indem er sich beunruhigt fragte, ob sie sich in Wirklichkeit von dem alten Baron umgarnen lassen werde. Doch zu den Gantlern zurückgekehrt sagte er ihnen ganz einfach, Luciole habe eine Kaprixe.

Nachdem Frigonlet fort war, ließ der Baron sich vor Luciole auf die Kniee nieder und sprach lange zu ihr. Er fand zärtliche Worte, leidenschaftliche Akzente; er wurde überzeugend, glühend, ungestüm.

Luciole blickte zerstreut vor sich hin, ohne zu antworten. Da sie ihn aber nicht abwies, ward der Baron kühner, ergriff ihre Hände und bedeckte sie mit Küssen. Fortgerissen von dem glühenden Verlangen, das in seinen Adern tobte, schloß er dann das Mädchen leidenschaftlich in seine Arme und bedeckte ihre Haare mit Küssen.

Luciole machte sich kühl aus seinen Armen los. Sie sann einige Minuten nach und Sorgenfalten lagerten sich auf ihre sonst so glatte Stirne. Es war augenscheinlich, daß ein heftiger Kampf in ihrem Innern tobte. Doch plötzlich rief sie:

— Georges!

Der Baron erbebte. Noch niemals hatte Luciole ihn so bei seinem Namen genannt, mit welchem er vertraulich seine Liebesbriefe zu unterzeichnen pflegte.

— Georges, wiederholte sie langsam, schicken Sie mir die Kammerfrau. Ich fühle mich unwohl und will zu Bett gehen.

— Und Ihre Freunde?

— Werden ohne mich weiterziehen.

Jirminy stieß einen Freudenschrei aus.

— Ach, Luciole! rief er; Sie geben mir das Leben wieder.

— Aber jetzt lassen Sie mich allein, ich bitte Sie.

Eine Stunde später kamen die besorgten und verwunderten Gantler, Einer nach dem Andern, in das rosa Zimmer. Wäre es möglich? Luciole kommt nicht mit ihnen?

Sie fanden sie sehr bleich, zu Bette und neben ihr eine Magd.

— Du bist wirklich krank? rief Rodion; — und kommst nicht mit uns?

— Du verlässest uns wirklich? wiederholten die armen Leute, indem sie das Bett umdrängten.

— Ja, erwiderte Luciole.

Die Gantler betrachteten einander niedergeschmettert; sie wagten nicht an ihr Unglück zu glauben.

(Fortsetzung folgt.)